Nachts am Schreibtisch.

Von Richard Schaukal.

Spät, wenn die alte Uhr geschlagen
Und wieder Stille dich umwirbt,
Das Pendel geht, die Lampe zirpt,
Steigt es empor aus alten Tagen;

Und füllt mit Geistergruß die Luft
Und macht dein Herz so schwer von Sehnen
Nach einem längst verhauchten Duft,
Nach einer fernen, stillen Gruft,
Nach Wind im Wald, nach leisen Thränen...

Die Kassirerin.

Von Ludwig Huna.

Ich mußte immer an den Holtyschen Frühling denken, wenn ich in ihre Augen blickte. So verträumt, blau und duftig schauten sie drein und verklärten den Winter und zauberten den blauen, milden Glanz ihrer Seele auf die Schneelandschaft, die dann ihre kalte Starre verlor und förmlich sonnenwarm aufleuchtete. Ich las immer ein Lebensgedicht aus diesen Augen, ich meine, daß ihre Seele sich unbewußt in eine eigene Art Poesie umsetzte, die ihr junges Dasein sanft durchzitterte und den Grundzug ihres Wesens bildete. Sie dichtete schweigend, glaube ich; und weil sie schwieg, verstand, fühlte man ihr Dichten inniger, als wenn tausend Worte über ihre Lippen geflüchtet wären, die wohl trivial und nichtssagend geklungen hätten. So konnte ich den Ausfluß ihres Innern täglich auf mich wirken lassen wie — eben wie ein Gedicht, das im Frühling entsteht und den zarten Reiz seiner ersten Blüthen in unser winterliches Gefühl senkt. Ich kann ihrer milden Lieblichkeit kein anderes Lob singen. Dabei klebte aber diese widerliche Geschäftigkeit ihres Berufes an ihr. Ich kann mir nicht helfen, aber der bürgerliche Beruf bei einem Mädchen gibt ihrem ganzen Wesen in meinen Augen immer einen gehörigen ästhetischen Klaps. Und nun gar hier. Sie war Kassirerin bei der Personenzugskassa in einer schlesischen Provinzstadt, wo ich garnisonirte. Ich hatte bei den Assentirungsreisen im Frühjahr oft Gelegenheit, mit ihr an der Kassa zu sprechen. Fast jeden zweiten Tag reiste ich von meinem Garnisonorte in eine kleine Assentstation ab, und bei dieser Gelegenheit fand ich mich schon immer frühzeitig bei der Kassa ein, um mit meiner kleinen Freundin ein wenig zu parliren. Es wollte aber nie ein richtiges Geplauder daraus werden. Sie sprach nämlich immer zu sehr mit den Augen, und da kam ihr Mädchen nicht nach. Und ich vertiefte mich in ihre Augensprache und vergaß, daß sie ein Paar sprechender Lippen hatte. Wie gerne vergaß ich das. Ich hätte nur immer diese Augen reden hören mögen. Sie war sich dieser süßen Zaubermacht wohl bewußt und nutzte sie. Sie schwieg, wo sie konnte, und ich mußte, wohl oder übel, diese Pausen, in denen ihre Blicke wie ruhige Sterne leuchteten, mit meinem mitunter recht langweiligen „Gewäsch" ausfüllen, um nur bei ihr weilen zu können, bis die Kassa für alle geöffnet wurde. Dann gab sie mir mein Billet, reichte mir die Hand und sagte: „Nun ist's genug. Die Arbeit beginnt. Auf Wiedersehen!" Dann stellte ich mich noch gewöhnlich im Vestibül auf, von wo aus ich ihrem flinken Hantiren mit den Karten zusah, das mit ihrem sonstigen verträumten Gebaren so seltsam im Widerspruch stand. Die Karten rutschten nur so durch ihre Hände, ich hörte das Klappern der Markirmaschine, hörte die tiefe, fast rauhe Stimme laut den Betrag ausrufen, und dann flog hie und da kaum lächelnd, ein Blick auf mich.

Ich will's nur gleich betonen: wir haben uns nie geliebt, haben auch nie miteinander — zum größten Leid sämmtlicher Klatschbasen — geliebelt. Sie interessirte mich bloß ihrer redenden Augen wegen und hätte auch niemals ein tieferes, weitgehenderes Interesse bei mir wachrufen können, denn für die Dauer verlieren auch solche Augen die Kraft ihrer Sprache, den Schimmer der Poesie, und man sehnt sich nach dem süßen Wort, das uns das Leben näher bringt, das wir bisher immer nur hinter dem Seelenspiegel geahnt, das wir nicht einmal vermißt, weil es von diesen duftigen, blauen Schleiern verhüllt war. Und dann — wir sind schon so grausame Egoisten — dann wollen wir eines Tages den Schleier zerreißen sehen. Das thut uns so unendlich wohl. Aber Fräulein Beate zerriß diesen Schleier nie.

Es war knapp vor Ostern gewesen. Ich hatte wieder mit ihr gesprochen und bemerkt, daß sie heute trauriger war denn je. Sie wollte mir den Grund nicht eingestehen. Ihre Augen sprachen heute ein unsägliches Weh, das sie aber hartnäckig zu unterdrücken schien. Der Frühlingsschein in den blauen Sternen war erloschen. Ueber Nacht war das gekommen. Ich wollte nicht weiter in sie dringen, da sie mir mit unverhohlener Absichtlichkeit auswich. Am selben Tage prominirte ich mit meinem langjährigen Freunde, einem Oberleutnant der Infanterie, in der Bahnhofstraße auf und ab. Da fuhr eine Equipage vorbei, in der ein junges Brautpaar saß. Ich kannte nur das Mädchen, die Tochter eines reichen Fabrikanten.

„Sieh da, die blasse Semmel!" ulkte mein Freund, der sich immer in Kraftausdrücken ergoß. Wir hatten uns mit der Zeit eine Koteriesprache zurechtgelegt, mit deren Epitheta wir über die Spießbürger herfielen.

„Mir scheint gar, die ist verlobt", replicirte ich. „Wer ist denn der verlorene Mensch neben ihr?"

„Hast du ein kurzes Gedächtniß, Brutus! Das ist doch der Oekonomieadjunkt, der Hartner — kennst ihn nicht? War doch Reserveoffizier bei uns. Er ist draußen in Röppnitz angestellt beim Grafen Lenneburg.

„Kann mich nicht erinnern", entgegnete ich. Die Equipage war um die Ecke gebogen.

„Er kommt selten in die Stadt. Ist ein famoser Gesellschafter. Hast du nie was von seinen spiritistischen Sitzungen gehört, mit denen er die Leute narrt? Und von seinem deklamatorischen Talent? Und von seinen kräftigen Tanzbeinen? Und von der seinerzeitigen Verlobung mit der kleinen Beate Falk?" — Ich horchte auf. — „Ja, ja, zwei Jahre sind da schon drüber hin. Man hat alles Mögliche und Unmögliche gemunkelt, kennst das ja. Mit der gewissen Spießergründlichkeit hat man die beiden gesegnet. Und eines Tages hat er Adieu gesagt."

Ja, jetzt erinnerte ich mich. Damals hatte ich die schöne Beate noch nicht persönlich gekannt; sie war draußen auf der Strecke in einer kleinen Beskidenstation Kassirerin und war wohl selten in die Stadt gekommen. Man hatte oft ihren Namen in Verbindung mit dem seinigen genannt.

„Sind die schon lange verlobt?" fragte ich nachdenklich.

„Ich glaube, gestern ist's zustande gekommen."

Nun reimte ich mir alles zusammen. Der schönen Beate Augen tauchten umflort vor mir auf. Sie hatten wohl also auch den jungen Oekonomieadjunkt nicht zu fesseln vermocht. Eine zerrissene Verlobung. Nichts weiter. Gut für beide, dachte ich. — — — —

Im Juni trat ich einen längern Urlaub an. Ich ging zum Nachmittagszug auf den Bahnhof, wo ich wieder das ernste, liebe Gesichterl der kleinen Beate hinter der Glasverschalung erblickte. In den letzten zwei Monaten hatte ich wenig mit ihr gesprochen, da mich meine Gänge selten in die Nähe des Bahnhofs führten. Heute glänzten und loderten ihre Augen ganz absonderlich. Es gab also auch Sturm in dem kleinen, blauen Frühling. Als sie mich kommen sah, lachte sie mir sogar entgegen. Das war ich nun schon ganz und gar ungewohnt. Aber es war auch ein Lachen, das mit dem Herzen nicht viel zu thun hatte. Sie schien wieder ein unendliches Leid ersticken zu wollen mit ihrem gekünstelten Gehaben.

„Was Sie heute für liebe Guckerln haben, Fräulein Beate", sprach ich sie an und reichte ihr die Hand.

„Wirklich? Man muß eben mit der Lustigkeit heraus, wo man nur kann", entgegnete sie — und um die Lippen zuckte der verhaltene Schmerz.

„Man ist's bei Ihnen kaum gewohnt, drum kommt's einem ganz seltsam vor. Denken Sie nur, jetzt verlasse ich Sie auf ein paar Wochen."

„Was? Sie fahren auch fort? Und jetzt?" fragte sie schnell.

„Gewiß. Ich möchte Sie um eine Schnellzugskarte nach Wien bitten. Aber warum fragen Sie: auch? Fährt noch jemand Ihrer Bekannten weg?"

„Nein, ich meinte nur — — es kam eben nur so heraus." Sie stockte und griff schnell nach der Karte. „So — bitte."

Ich sah zum Perronfenster hinaus und hörte lautes Lachen draußen. „Gehen Sie, gehen Sie. Die Kassa wird gleich aufgemacht." Sie drängte mich vom Fenster weg. Im selben Augenblick hatte ich auch schon das lustige Bild draußen bemerkt: mehrere Damen und Herren standen auf dem Perron um ein junges Ehepaar herum; Träger mit Schachteln und kleinen Koffern sagten mir das Uebrige.

„Ist das nicht —?" Ich konnte nicht ausfragen. Fräulein Beate hatte mich schon zur Thür gedrängt und sagte nun flüsternd, hastig, zitternd: „Ja, ja — er ist es. Sie machen ihre Hochzeitsreise. Heute war die Trauung. Adieu. Unterhalten Sie sich gut in Wien." Damit schloß sie die Thür hinter mir.

Ein banges Gefühl des Mitleids umschlich mich. Ich malte mir den Schmerz des armen Mädchens aus, der ihr in die Kehle gestiegen sein mußte, als das lumpige Schicksal ihr diesen tollen Streich gespielt. Gerade sie mußte bei der Kassa sein, um ihrem einstmaligen Geliebten die Karte zu reichen, mit der er davonfuhr, sein junges Glück an der Seite. Eine förmliche Tragit erschloß sich mir in diesem Schicksal. Wie mußte dieses zertretene, gequälte Herz zusammenzucken unter der Wucht dieses Augenblickes, wie mußte es sich aufbäumen gegen diesen Zufall, gegen diese Gerechtigkeit, die sie demüthigte, schuldlos und willenlos demüthigte vor diesem Manne. Aber auch er! Mit welchem Gefühl mußte er an den Schalter treten, vor diese anklagenden Augen hintreten, die durchbohrende Blicke in seine Brust werfen konnten, die fordern, verdammen und tödten konnten. Er mußte gewappnet herankommen, um diesem Augenstrahlen zu begegnen. Er mußte mit grausamer Kaltherzigkeit diesen Blick brechen können. Dann konnte er „stert" aus diesem Augenblickskampf hervorgehen, konnte die Fahrt nach dem Süden antreten, in das heilige Land, die Glückstrunkenheit in der Brust, nachdem er den letzten moralischen Streich geführt gegen das zuckende, wimmernde Herz, das immer nur mit den Augen gesprochen. Da packte mich eine teuflische Neugierde, deren ich mich noch heute schäme. Ich bekam plötzlich Lust, auf diese beiden Menschen eine psychologische Gewalt auszuüben, mitbestimmend hineinzutappen in das große Begegnen. Ein selbstsüchtiges Gefühl trieb mich in die Nähe des Schalters. Es dauerte nur ein paar Augenblicke — da trat der junge Ehemann an die Kassa. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Aber ich bemerkte, daß er den Kopf förmlich in die Schultern vergrub, wie ein Thier, das den verdienten Schlag fürchtet. Er suchte in seinem Portemonnaie herum und zählte das Geld auf das Brett. Da traf mich — ganz unbewußt — ein Blick des leidenden Mädchens. Ich erwiderte ihn bittend, flehend, daß sie ihre Stärke bewahren möge angesichts dieser Schicksalskomödie. Und groß, überwältigend erhaben senkte sich ihr Auge nun plötzlich auf die vor ihr stehende Jammergestalt. Keine Resignation, nur herrliche, triumphirende Gluth strahlte aus dem Auge. Ihre plötzlich erstandene Seelenkraft spiegelte sich in dem Blick, dem die männliche Schwäche dieses glücklichen Gatten nicht standzuhalten vermochte. Flüchtig, mit einem graziösen Lächeln warf sie ihm die Karte leicht hin und sagte vernehmlich: „Viel Glück auf den Weg!" — Als er sich umwandte und wegging, sah ich in ein unmännliches, von Aengstlichkeit und Feigheit förmlich zerschlagenes Gesicht.

Draußen schellte der Portier mit seinem Glöckchen. Ich trat, selbst aufathmend, an den Schalter heran und reichte der kleinen Seelenbändigerin stumm die Hand. Es leuchtete wieder sonnig und warm in dem tiefen Blau — der Höltysche Frühling. Es ist doch etwas Großes um solche Selbstsiege eines Frauenherzens. Sie kommen so selten vor. Mit diesem erhebenden Gefühl bestieg ich den Waggon.

Hofdamen an Ketten.

In einer russischen Zeitschrift erzählt Xenia Polowzow, wie einst russische Hofdamen für ungebührliches Benehmen bestraft wurden. Die Kaiserin Elisabeth Petrowna richtete ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Manieren und das Betragen ihrer Hofdamen. Bisweilen griff sie zu sehr originellen Strafmitteln, wie z. B. aus einem Ukas vom 4. April 1746, der sich gegen ein schlechtes und unanständiges Betragen bei Tisch richtet, ersichtlich ist. Der „namentliche Ukas" lautet: „Ihre Kaiserliche Majestät hat geruht zu befehlen, daß in den Zimmern, in welchen die Hofkavaliere und die Hofdamen gewöhnlich speisen, ein Kasten mit Ketten aufgestellt wird, wie solche in den Kirchen zu sein pflegen. Und wenn während des Mittagessens oder der Abendmahlzeit irgend eine von den Damen unanständig sitzt, ist sie an die Kette zu legen, an welcher sie zur Strafe bis zur Beendigung des Mahles zu bleiben hat, damit die anderen dies schauen und sich fürchten und sich zur Vermeidung einer solchen Schande bescheiden betragen. Der Einkäufer Wassili Iwanow ist beauftragt, einen solchen Kasten zu kaufen oder, wenn er ihn nicht fertig auftreiben kann, zu einem geziemenden Preise zu bestellen."

Nicht minder interessant ist folgender Ukas der Kaiserin, welcher streng das Tabakschnupfen in den Hofkirchen verbietet: „Ihre Kaiserliche Majestät hat geruht, durch einen namentlichen Ukas den Hofkavalieren und Hofdamen Ihren kaiserlichen Befehl zu eröffnen, daß niemand in den Hofkirchen während des Gottesdienstes Schnupftabak zu gebrauchen hat. Wenn aber jemand entgegen dem Befehle Ihrer Kaiserlichen Majestät Schnupftabak gebrauchen wird, so ist ihm von den Kammerlakaien die Tabatiere abzunehmen und nicht mehr zurückzugeben. Diejenigen aber, welchen die Tabatieren abgefordert werden, haben sie ohne jeden Streit herauszugeben, damit die Liebhaber des Schnupfens aus Furcht vor dieser Maßregel sich während des Gottesdienstes des Schnupfens enthalten." Etwa zwei Jahre später wurde die Bestrafung der Hofchargen durch Ankettung auch in den Kirchen angewandt und zwar für diejenigen, welche sich dort des Schwatzens schuldig machten. Wie lange dieser Ukas zur Anwendung kam und wann er völlig seine Bedeutung verlor, ist nicht bekannt.

— Boshaft. Wirth (neben dem auf der Veranda speisenden Touristen): „Gelt, das ist eine Natur hier!" Tourist: „O ja, mit Ausnahme der Butter und des Weins!"

— Unsere Dienstboten. Gnädige (zum neueintretenden Dienstmädchen): „Können Sie auch waschen?" „Das nicht, ich kann Ihnen aber die Adresse meiner Wäscherin geben."

— Merkwürdig. Fräulein: „Ist es wahr, Herr Leutnant, daß Ihnen das Automobil durchging?" Leutnant: „Unlösbares Räthsel, zum ersten Mal vergebens „Stilljestanden" commandirt."

Die bärtigen Frauen.

Ueber die bärtigen Frauen hat der bekannte Pariser Anthropologe Dr. Bérillon eine interessante Studie veröffentlicht. Abgesehen von dem geschichtlichen Material, das Dr. Bérillon über diese bekanntlich keineswegs so seltene, wenn auch natürlich als abnorm zu betrachtende Erscheinung, aus der Geschichte, der Heiligenlegende und der Kunst beigebracht hat, ist diese Veröffentlichung besonders wegen der Bemerkungen interessant, die der berühmte Anthropologe den oft erörterten psychischen Begleiterscheinungen dieser Erscheinung widmet. Dr. Bérillon hält es nämlich für durchaus unrichtig, daß die mit der bärtigen Zierde des männlichen Geschlechts ausgestatteten Frauen, wie so häufig angenommen wird, auch in ihrem übrigen körperlichen und vor allem seelischen Wesen mehr oder minder sich von den Eigenschaften ihres Geschlechts entfernen und sogenannte „Mannweiber" sein müßten. Wenn auch die Erscheinung eines Bartes bei einer Frau auf ein abnormes Ueberwiegen eines männlichen Elementes in den ersten Stadien der Entstehung zurückgehe, so sei doch nicht nur das Auftreten dieses einen männlichen Sexualcharakters nicht nothwendig mit dem anderer verbunden, sondern die Erfahrung lehre auch, daß solche Frauen oft in den anderen Beziehungen mindestens ebenso sehr, ja oft mehr als andere „Frauen" im eigentlichen Sinne des Wortes seien und sein wollten.

Ein großer Theil der bärtigen Frauen, deren Geschichte Bérillon untersucht hat, waren in glücklicher Ehe verheirathet, Mütter oft zahlreicher Kinder und entbehrten auch keineswegs, entgegen einer vielverbreiteten Volksmeinung, der körperlichen Anlage zum reichlichen Stillen. Was aber die seelischen Anlagen und Neigungen anbetrifft, so sind nach Bérillon solche Frauen oft noch mehr als andere — aus begreiflichen Gründen — geneigt und bemüht, ihre weiblichen Eigenschaften besonders zu betonen. Tritt doch zunächst bei ihnen, wie bei den Männern, der Bart fast ausnahmslos erst in einem Alter auf, wo ihre Erziehung als Frauen bereits abgeschlossen ist und die Macht erlernter Gewohnheiten wirksamer ist als eine etwa auftretende Verkehrung des Instinkts. Gegen die unausbleiblichen Hänseleien ihrer Gespielinnen aber, die ihr nicht müde werden zu versichern: „Du hast ja einen Bart, Du bist gar kein Mädchen, Du bist ein Mann!" hat ein solches Mädchen nur eine Waffe: erst recht zeigen, daß sie trotz dieser Abweichung ein echtes Weib ist.

Ein solches Mädchen wird daher, so meint Bérillon, erst recht gern sich den Arbeiten ihres Geschlechts unterziehen und die kleinen Künste der Koketterie spielen lassen, die, wie die Erfahrung zeigt, häufig zur Gegenliebe eines Mannes führen. Hat dann ein solches Mädchen einen Mann gefunden, so kennt ihr Glück keine Grenzen und sie wendet alles daran, sich als gute Gattin und Mutter ihren übrigen Geschlechtsgenossinnen gleichwerthig zu erweisen. Gemeinsam war übrigens fast allen bärtigen Frauen, bei denen Bérillon dies feststellen konnte, eine gewisse Abneigung gegen andere Frauen, die sich wohl durch das Gefühl, diesen lächerlich zu erscheinen, und vielleicht auch aus ein wenig Neid erklärt.

Diese Aeußerungen des berühmten Anthropologen werden gewiß nicht verfehlen, in Frankreich und überhaupt den südlichen Ländern, wo ja ein mehr oder minder leichter Flaum auf der Oberlippe beim weiblichen Geschlecht keineswegs zu den seltenen Erscheinungen gehört, die lebhafte Befriedigung vieler „Interessentinnen" hervorzurufen.

Merkwürdiger Hochzeitsbrauch.

Eine sehr sonderbare Hochzeitsgabe erwartet auf der unwirthbaren Insel St. Kilda der Bräutigam von seiner Braut. Die arme schottische Bevölkerung lebt dort auf kleinen Wirthschaften, namentlich vom Fischfang und der Bebauung ihrer kleinen Grundflächen, die kaum genug liefern, was an Kartoffeln, Gemüse und Getreide für's Haus gebraucht wird. Die Insel ist einer der Lieblingsbrutplätze der Pinguine und anderer Seevögel, und das Sammeln der Eier, das auf den steilen Klippen mit großen Gefahren verbunden ist, bildet auch einen der Erwerbszweige der Bewohner der in der Geschichte der Einführung des Christenthums in diesen nordischen Breiten berühmten Insel. Reichthümer sind diesen armen Leuten nicht zugemessen.

Welchen Ursprung der Gebrauch hat, ist unbekannt; aber jedes Mädchen von St. Kilda betrachtet als ihren größten Schatz einen aus ihrem eigenen Haar geflochtenen Strang; je länger er ist, als desto reicher gilt sie. Zu diesem Behufe sammelt jedes Mädchen schon von ihren Kinderjahren an ihre ausgekämmten Haare, die sie dann zusammenflicht. Diese Zöpfe erreichen oft eine Länger von 40 und selbst auch 50 Fuß. Findet sie nun einen Liebhaber und verlobt sie sich, so übergibt sie ihm am Hochzeitstage diesen Zopf, der bedeutet, daß sie sich dem Auserwählten unterwirft und ihm ganz angehört.

Nur ein Thier!

Eine deutsche Thierfreundin redet den Müttern in's Gewissen, daß sie ihre Kinder von früh auf daran gewöhnen, die Thiere freundlich und liebevoll zu behandeln. Sie sagt:

Nur ein Thier! Wie oft müssen wir diesen Ausruf hören. Er dient als Entschuldigung und Ausflucht, als Vorwand und Beschönigung, wenn es sich darum handelt, irgend eine Lieblosigkeit und Nachlässigkeit gegen jene Geschöpfe zu bemänteln, die uns gerade gut genug sind, uns durch ihre Arbeitskraft zu dienen und durch ihre Anhänglichkeit zu erfreuen. Wohl pflanzen wir unseren Kindern Mitleid und Barmherzigkeit in's Herz — die stumme Kreatur geht dabei oft genug leer aus. Es ist ja nur ein Thier! Als ob unser Mitgefühl nicht jedem leidenden und hilflosen Wesen gelten sollte!

Viele entschuldigen sich vor ihrem Gewissen vielleicht damit, daß es genug unglückliche Menschen gibt, die ein Anrecht auf unsere werkthätige Liebe haben. Immerhin schließt das Eine das Andere nicht aus, und wer den Leiden der Thiere ein mitleidiges Empfinden entgegenbringt, wird auch menschlichem Elend und Hilflosigkeit nicht theilnahmlos gegenüberstehen.

Gerade auf das Kindergemüth vermag man bildend und veredelnd zu wirken, wenn man es den stummen Klagen der Thiere geneigt macht, denn in jungen Jahren bietet sich doch verhältnißmäßig wenig Gelegenheit, den Mitmenschen Wohlthaten zu erweisen und Barmherzigkeit an ihnen zu üben. Wahrhafte Herzensbildung sollte jedoch in jedem ernstgemeinten Erziehungsprogramm eine erste Stelle einnehmen und die Ermahnung zum Thierschutz aus diesem Grunde als erwünschte Handhabe willkommen sein. „Der mitleidige Mensch ist der beste Mensch. Wer uns mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter." Dann werden die Thierquälereien, in denen sich unsere heranwachsende Generation vielfach zu überbieten sucht, mehr und mehr verschwinden und an ihre Stelle wird ein liebevolles Erbarmen mit der von unserer Willkür abhängen. Hauptsache wird es sich darum handeln, gegen Verstöße anzukämpfen, die aus Gedankenlosigkeit begangen werden, denn fragt man solch einen jungen Sünder nach den Beweggründen seiner Handlungsweise, so wird man oft genug ein ganz harmloses: „Ich dachte mir nichts dabei" als Antwort vernehmen. In solchen Fällen wird ein aufklärendes Wort meist zur Selbsterkenntniß und Besserung führen.

Schlimmer liegt die Sache, wenn heimliche Lust an der Grausamkeit den Anlaß zu Mißhandlungen der Thiere gibt. Aeußerungen eines derart verrohten Charakters sollten auf die Eltern und Erzieher geradezu beängstigend wirken und sie zu schleunigem Eingreifen veranlassen.

Kinder, die irgend ein Thier ihr eigen nennen, werden weniger zu Grausamkeiten und Quälereien neigen. Durch den ständigen Verkehr mit solch einem stummen Hausgenossen lernen sie seine Psyche verstehen und werden sich bemühen, durch allerhand kleine Gutthaten die Anhänglichkeit ihrer Freunde zu belohnen.

Wer Thiere lieb gewonnen hat, wird sich dann nicht damit begnügen, sie zu schonen, es wird ihn auch nach einer praktischen Bethätigung dieser Zuneigung verlangen. Und gerade Kinder, die so boshaft und grausam sein können, vermögen anderseits, sofern das Gefühl geweckt ist, rührend zärtlich und impulsiv herzlich zu sein. Wer Hausthiere hat, muß seine Zuneigung natürlich zuerst daheim bethätigen, indem er die seiner Obhut unterstellten Lebewesen sorglich pflegt und wartet. Unwillkürlich wird der kindliche Charakter auf diese Weise zur Pünktlichkeit und Pflichterfüllung hingeleitet.

Von dieser Liebe gegen den eigenen Hausgenossen werden auch fremde Thiere profitiren. Vor Allem die schutzlosen gefiederten Sänger, die uns während der warmen Jahreszeit mit ihrem Gesang erfreuen und unsere Gemüse- und Obstgärten von Schädlingen säubern. Einige gut gemeinte Versuche zu ihrem Schutze werden ja jetzt bei uns gemacht — man hat mit der Herrichtung von Vogelfutterstätten in Gärten und öffentlichen Parkanlagen begonnen. Damit ist natürlich noch lange nicht genug geschehen. Jedes Kind sollte sich solch eine eigene Futterstelle einrichten und sie mit den nöthigen Vorräthen versehen. Die Unkosten kommen ja kaum in Betracht. Hänflinge, Stieglitze und Finken begnügen sich mit Lein-, Hanf- und Rübsamen, Amseln mit schwarzen Hollunderbeeren und für Meisen bilden Kürbis-, Gurken- und Sonnenblumenkerne ein willkommenes Futter. Spatzen sind schon beglückt, wenn man ihnen etliche Brosamen hinstreut. Nur ist zu beachten, daß die Krümchen trocken sind, da feuchtes Brod leicht sauer wird. Auch gewärmtes Trinkwasser gehört zu einer rechten Futterstelle. Sehr niedlich sind übrigens die neuerdings in den Handel gekommenen Vogelhäuschen, die außen am Fenster aufgehängt werden. Mit ihrer Hilfe kann man dem munteren Schmause der gefiederten Schaar zusehen, ohne sie bei ihrem Mahl zu stören.

Für die Küche.

Gebackenes Kalbshirn. — Ein Kalbshirn wird einen halben Tag gewässert, die Häute abgezogen, dann in stark kochendem Essigwasser mit Salz, Zwiebeln und gemischtem Gewürz einigemal aufwallen lassen. Man legt es nun in kaltes Wasser und zerschneidet es, ganz abgekühlt, in viereckige Stückchen. Sind diese ganz trocken geworden, so rollt man sie in Ei und Brodkrumen und bäckt sie in steigender Butter goldbraun. Sie sind eine passende Beilage zu Blumenkohl und anderen Gemüsen.

Feigencompott. Noch nicht ganz reife Feigen brüht man und übergießt sie darauf mit frischem Wasser. Dann kocht man sie in Wasser und reichlichem Zucker weich und läßt sie einige Zeit so durchziehen. Nun gießt man den Saft ab, kocht denselben nochmals auf und übergießt die angerichteten Feigen noch warm damit. Erkaltet wird dieses Compott servirt.

Rothkraut ist eine angenehme Beigabe zu jedem Fleischgericht. Man wählt tiefrothes, festes, sogenanntes „Steinkraut", schneidet oder hobelt es ganz fein, gibt etwas Salz, reichlich klaren Zucker und Essig zu, vermengt es gut und schmeckt dann ab. Der Salat ist erfrischend und wohlfeil. Man bereitet aber jedesmal nur so viel, wie eben zu einem Gericht gebraucht wird, da der Essig bei längerem Stehen von schlechtem Einfluß auf das Kraut ist, es weich und unansehnlich macht und auch der Zuckerzusatz zum Essig oft chemische Veränderungen unerwünschter Art mit sich bringt.

Schweinskoteletten in Weinsauce. Die Koteletten werden geklopft, gepfeffert, gesalzen und in wenig Butter auf beiden Seiten angebraten, dann gießt man das Fett ab, legt die Koteletten in einer Kasserole dicht nebeneinander, giebt eine kleine, mit 2 — 3 Nelken gespickte Zwiebel, eine Mohrrübe, 2 Glas Weißwein und 2 Glas Wasser dazu und dämpft die Koteletten eine halbe Stunde darin. Dann rührt man die Sauce durch ein Sieb, bindet sie mit ein wenig heller Mehleinbrenne und zieht sie mit 1 — 2 Eidottern ab. Man kann aber, bei demselben Verfahren für die Sauce, die Koteletten auch in Ei und geriebener Semmel umwenden und in siedendem Fett noch einmal ausbacken.

Warmer Kartoffelsalat. Man schneidet etwa ½ Pfund Speck in kleine Würfel, schmort dieselben hellbraun, brät auch eine feingehackte Zwiebel darin, thut die gekochten und in Scheiben geschnittenen Kartoffeln hinein, fügt Essig, Salz und Pfeffer hinzu, schüttelt alles einigemal gut durch und gibt den Salat auf.

Krautklöße. Man schneidet die zarten, inneren Blätter eines großen Krautkopfes von den Rippen, wirft sie einige Minuten in kochendes Wasser, kühlt sie dann ab und hackt sie fein, worauf man sie mit reichlicher Butter und Salz weichdämpft und erkalten läßt. Dann mischt man ¼ Pint süßen Rahm, zwei ganze Eier und zwei Eigelb, noch etwas Salz, Muskatblüthe und Weizenmehl oder geriebene Semmel dazu, so daß sich feste Klöße daraus formen lassen, kocht sie in Salzwasser, übergießt sie mit brauner, in Butter gerösteter Semmel und gibt sie zu Entenbraten, Rauchfleisch, Schinken u. s. w.

Tiroler Leber. Zwei Pfund Kalbsleber wird gut gehäutet, die Röhrchen herausgezogen. Mit scharfem Messer wird die Leber in gefällige Stücke von 5 Zoll Länge und 1 Zoll Dicke getheilt, auf beiden Seiten mit Mehl bestäubt, in eine offene Pfanne in steigende Butter gelegt, dort gesalzen und auf beiden Seiten etwa 10 Minuten gar und rösch gebacken, bis kein Blut mehr kommt. Unterdessen hat man eine helle Mehlschwitze bereitet von 1½ Eßlöffel voll Mehl, einem großen Stückchen Rindsnierentalg und etwas Butter. Wenn klar gerieben, verdünnt man dies mit 1 Pint guter, kalter Milch, salzt es nach Geschmack, schnitzt einige Stiftchen Citronenschale hinein, quirlt es tüchtig, läßt es aufkochen, rührt dabei öfter durch und läßt es dann heiß stehen. Ist die Leber auf der zweiten Seite fast fertig gebacken, schnitzt man auf jedes Stück noch einige Citronenschalenspäne, richtet die Sauce in einer tiefen und weiten Schüssel an und legt die Leberstücke nebeneinander hinein.

Schweinefilet. Man häute das Filet ab und spicke es mit in feine Streifen geschnittenem Speck, lasse Butter in einer Pfanne zergehen, lege das gesalzene Filet hinein und lasse es zugedeckt auf schwachem Feuer weichdünsten. (15—20 Minuten.) So oft die Sauce einkocht, gieße man etwas Fleischbrühe hinzu, womit das Filet auch fleißig begossen werden muß. Wenn es weich ist, nimmt man es aus der Sauce, bindet diese mit etwas Mehl und trägt das Filet mit Kartoffeln oder zu Gemüse auf.

Blumenkohl mit Speck. Ein Kopf Blumenkohl muß in Salzwasser einigemal aufkochen. In einer passenden Kasserolle läßt man ½ Pfund würfelig geschnittenen Speck zergehen, legt den abgetropften Blumenkohl hinein, fügt einen Eßlöffel Mehl und etwas Salz dazu und läßt den Kohl langsam weich dämpfen. Im Nothfall muß, sobald der Speck zu sehr einbrät, Butter dazu gefügt werden.